

PAOLO
COGNETTI

MEIN JAHR
IN DEN
BERGEN

VOM ABENTEUER DES
EINFACHEN LEBENS



Vom Autor
des Bestsellers
»ACHT BERGE«



war, und richtete mich wieder auf. Nach und nach legte ich das im Wald gesammelte Kleinholz ins Feuer, sah zu, wie es verbrannte, und trank den Wein fertig.

In dieser merkwürdigen Nacht kam mir die Erinnerung an eine andere, die vor vielen Sommern in einer Dorfbar ihren Anfang genommen hatte. Mein Vater und mein Onkel wetteiferten damals gerne miteinander. Sie sahen sich fast nie, aber wenn, dann verliehen sie ihrer Bruderliebe Ausdruck, indem sie einander wie Kinder herausforderten. Ich fürchte, diese Veranlagung geerbt zu haben. Nach dem Essen erzählte mein Vater von einem Berg in der Nähe, den man früher im Dunkeln bestieg, um vom Gipfel aus den Sonnenaufgang zu bewundern. Es waren etwa zweitausend Höhenmeter vom Dorf aus, fünf Stunden, wenn man zügig ausschritt. Pah, sagte mein Onkel, das schaffen wir locker. Das machen wir. Sie waren bei den GrappaRunden angelangt, und ich war sechzehn und hatte ein großes Bedürfnis, meinen Mut zu beweisen. So ging ich mit. Wir hatten nicht daran gedacht, uns zu vergewissern, ob der Mond schien – er schien nicht. Um Mitternacht wanderten wir los und verbrachten die erste Stunde damit, über Wurzeln und Steine zu stolpern, zu lachen, zu fluchen, uns mit der einzigen Taschenlampe, die wir dabei hatten, den Weg zu leuchten. Dann hörte der Wald auf, aber auch die Wirkung des Grappas verflog. Die beiden Brüder redeten nicht mehr, sie schnauften nur noch. Bestimmt hatten sie ausgetrocknete Kehlen und müde Beine, aber keiner wollte als Erster den Vorschlag machen, umzukehren. Kurz nach der Hälfte, etwa um drei Uhr, hörte man plötzlich inmitten der Wiesen eine Orgel. Dann sahen wir den Lichtschein eines Fensters. Es war kaum zu glauben, aber da spielte jemand nachts um drei in einer einsamen Hütte auf über zweitausend Metern Orgel. Wir waren müde und durchfrozen. Um den Musiker nicht zu erschrecken, beschlossen mein Vater und mein Onkel, aus voller Kehle etwas zu singen, statt anzuklopfen. Sie waren selbst jetzt noch zu Späßen aufgelegt. Vor der Hüttentür stimmten sie einen Alpenkanon an, nach zwei Strophen brach die Musik ab, im Erdgeschoss ging Licht an, und der Besitzer machte uns auf. Er war um die sechzig und alles andere als erfreut über unseren Anblick. Obwohl er offensichtlich keine Lust auf Gesellschaft hatte, bemühte er sich, gastfreundlich zu sein, machte uns heißen Tee und lieh uns zwei Taschenlampen, ging aber nicht auf unsere Konversationsversuche ein, sondern wünschte uns viel Erfolg und begleitete uns zur Tür. Als wir schon ein Stück weiter waren, hörten wir, dass er wieder spielte. Schließlich erreichten wir tatsächlich den Gipfel, aber ich habe keinerlei Erinnerung an den Sonnenaufgang: Wenn wir drei uns über diese Episode unterhalten, kommen wir jedes Mal nur bis zur Begegnung mit dem geheimnisvollen Musiker. Wer war er? Wie hatte er die Orgel dort hinaufgeschafft? Vielleicht hatte er ebenfalls ein Problem mit der Finsternis. Damals hielt ich ihn für einen Exzentriker oder überhaupt für einen Verrückten auf dem Berg. Jetzt aber, an diesem Feuer, hätte ich mir gewünscht, ebenfalls ein Instrument zu spielen. Gitarre oder wenigstens Mundharmonika. Nur zu singen war nicht dasselbe.

Nach kurzem Schlaf – eine halbe Stunde, zwei, drei? – schlug ich die Augen wieder auf. Inzwischen stand der Mond am Himmel, und von meinem Feuer war nur noch ein Haufen glühender Kohle übrig. Der Schlafsack unter mir war nass vom Tau. Mein Nacken schmerzte wegen der schiefen Position, in der ich eingeschlafen war, deshalb stand ich auf, wusch mir am Brunnen das Gesicht und wurde vom nächtlichen eiskalten Wasser sofort wach. Ich war unschlüssig, ob ich ins Bett hinüberwechseln oder das Feuer neu entfachen und auf den Tagesanbruch warten sollte, der wohl bald bevorstand. Einmal mehr also das alte Bedürfnis, meine Männlichkeit unter Beweis zu stellen, um sagen zu können, dass ich eine Nacht im Freien verbracht hatte, am Feuer ausgestreckt wie meine Helden. Aber wenn ich selbst der zu bekämpfende Feind war, dann bestand der wahre Sieg vielleicht darin, das Rennen aufzugeben und unter die Decken zu kriechen.

Wie ich so überlegend auf den Stufen vor der Hütte saß, nahm ich auf der Wiese eine Bewegung wahr. Ich sah zu meinem Nachtlager hinüber und entdeckte neben dem Schlafsack das unverwechselbare Profil eines Fuchses.

Spitze Schnauze, aufgestellte Ohren, ein buschiger Schwanz, so lang wie der Körper. Er hatte mich nicht bemerkt und beschnupperte auf der Suche nach Resten meines Abendessens den Boden rund um das Feuer, während ich reglos verharrte und hoffte, die Dunkelheit würde mich noch eine Weile verstecken. Der Fuchs scharrte neben der Glut in der Erde und leckte etwas auf, ein heruntergefallenes Stück Wurst oder nur etwas geronnenes Fett. Dann, vielleicht hatte ein Windstoß meinen Geruch zu ihm hinübergetragen, hob er unvermittelt den Kopf und sah mich. In seinen Augen spiegelte sich der Schimmer der Glut. Ich selbst war wohl nur ein Schatten im Dunkeln, und er brauchte einen Augenblick, um mich zu erkennen. Der Blick zwischen uns kam mir übertrieben lang vor. Der Fuchs erschrak nicht, vielleicht kannte er meinen Geruch schon seit vielen Nächten. Ohne Eile trabte er in der Finsternis davon. Ich holte meinen Schlafsack, hängte ihn über den Zaun und verkroch mich in mein Menschenbett.

Thoreau schreibt: »Ich finde es gesund, die meiste Zeit allein zu sein. Gesellschaft, selbst mit den Besten, wirkt bald ermüdend und zerstreud. Ich bin unendlich gerne allein. Noch nie fand ich den Gesellschafter, der so gesellig war wie die Einsamkeit. Wir sind meistens einsamer, wenn wir hinausgehen unter die Menschen, als wenn wir in unserem Zimmer bleiben. Der denkende und arbeitende Mensch ist immer allein, sei er, wo er wolle. Die Einsamkeit wird nicht nach den Meilen der Strecke gemessen, die zwischen uns und unsern Mitmenschen liegen. [...]

Gesellschaft ist gewöhnlich zu billig zu haben. Wir treffen uns in zu kurzen Abständen, als dass wir Zeit genug gehabt hätten, neuen Wert füreinander zu erlangen. Wir kommen drei Mal täglich bei den Mahlzeiten zusammen und lassen den anderen immer wieder von dem schimmlichen alten Käse kosten, der wir sind. Wir mussten übereinkommen, eine Reihe gewisser Regeln zu beobachten, die wir Etikette und Höflichkeit nennen, um diese häufigen Zusammenkünfte erträglich zu machen und nicht zu offenem Krieg zu kommen. Wir

treffen einander auf der Post, bei ›gesellschaftlichen Anlässen‹ und am Kamin jeden Abend, wir wohnen dicht zusammengepfercht, sind einander im Weg, stolpern übereinander und verlieren, meine ich, einigermaßen den Respekt voreinander. [...]

Ich hörte einmal von einem Mann, der sich im Wald verirrt hatte und vor Hunger und Erschöpfung unter einem Baum starb, aber seine Einsamkeit wurde durch groteske Visionen aufgehoben, mit denen seine durch körperliche Entkräftung erkrankte Einbildungskraft ihn von allen Seiten umgab und die er für Wirklichkeit hielt. Ebenso können wir dank unserer körperlichen und geistigen Kraft und Gesundheit beständig durch ähnliche, aber normalere und natürlichere Gesellschaft erfreut werden und zu der Einsicht gelangen, dass wir nie allein sind.«

Nachbarn

Im Juni kamen die Hirten, und meine Einsamkeit nahm ein anderes Gesicht an. Sie kamen mit Lastwagen, großen Viehtransportern, die eines Tages am Ende der Straße auftauchten. Nervös von der Fahrt und vielleicht aufgeregt wegen all der blühenden Wiesen, stürmten die Kühe die Rampen hinunter, stießen sich mit den Hörnern, missachteten Weidegrenzen und versteckten sich im Dickicht der Tannen. Die Hirten ließen sie gewähren. Obwohl die Transhumanz inzwischen motorisiert war, trugen die Ältesten noch Samtwesten und Filzhüte, während die Jungen die Tracht durch lange, wasserdichte Schürzen ersetzt hatten. Alle Blicke waren auf die Berge am Horizont gerichtet, als müsste man sich erst wieder an das Panorama gewöhnen. Es war ein regelrechter Umzug – für vier Monate verlegte man mitsamt Vieh und Familie das Zuhause, um ein ganz anderes Leben als im Winter zu führen, weil der Sommer mehr Stunden Licht, mehr Zeit auf der Weide, mehr Gras, mehr Milch, mehr Arbeit bedeutete. Und doch drückten ihre Bewegungen sichtlich Freude aus. Sie erzählten sich in ihrem Dialekt Neuigkeiten und lachten viel. Es war, als hätte das Glück des Viehs die Menschen angesteckt, als bedeutete der Alpaufstieg auch für sie eine Rückkehr nach Hause und vielleicht an die Orte der Kindheit, sicher aber zu den Wurzeln ihres Berufs.

So hatte ich nun etwas zu beobachten, zusätzlich zu den Wolken, die in diesen Tagen endlose Regengüsse brachten. Nicht weit von meiner Hütte, am anderen Hang des Tälchens, in dem ich wohnte, lag die Alp einer Familie von Viehzüchtern. Anfang Juni herrschte auf meiner Seite das Gelb des Löwenzahns im seit einem Monat rasch wachsenden Gras vor. Auf der gegenüberliegenden Seite konnte ich, wenn ich morgens früh aufwachte, beobachten, wie der Vater die Grenzen der Weide verschob, die Pfosten jeden Tag um ein paar Meter versetzte, um das Futter zu rationieren. Kurz darauf öffnete der Hirtensohn die Stalltüre, und sieben junge Kälber und etwa dreißig erwachsene Kühe stürzten hinunter zum neuen Streifen Weide. Die meisten Kühe gehörten der Rasse Valdostana pezzata an, dazu gab es ein paar dominante schwarze Königinnen, muskulös wie Stiere. Abends war von der Wiese nichts mehr übrig. Während ich mein Abendessen machte, drang gebieterisches Muhen aus dem Stall. Dann tauchten drei oder vier stählerne Milchkannen vor der Tür auf, und der Offroader der Käserei kam, um sie abzuholen. Damit war der Tag wirklich zu Ende.

Aber für die größte Veränderung in meinem Alltag sorgten die Hunde. Da ich für sie Käserinden beiseitelegte, kamen sie mehrmals täglich auf Besuch (offen gestanden ersetzte ich die Rinden manchmal, auch wenn es nicht nach echter Berglerart ist, durch Kekse, *Freundschaftskekse*). Sie trugen eine Glocke um den Hals, und so hörte ich sie schon von

Weitem kommen. Aufgrund irgendeiner internen Hierarchie blieb einer der drei immer auf der Weide, während die anderen beiden frei herumstrolchen durften, bis es Zeit war, das Vieh wieder in den Stall zurückzuführen. Sobald der Hirtensohn sie rief, begann die Teamarbeit: Bellend umzingelten sie die Herde, bissen die fauleren Kühe in die Flanken, jagten den undisziplinierten nach und trieben sie als Gruppe zur Alphütte. Es war ein Spektakel, wenn sie arbeiteten.

Aus den Rufen ihres Besitzers hatte ich herausgehört, dass sie Black, Billy und Lampo hießen. Black war der Älteste, ein großer, schwarzer Mischling mit je sechs Zehen an den Hinterpfoten und einem vermutlich bei einer Rauferei verstümmelten rechten Ohr. Deswegen entschied ich, ihn nicht Black, sondern Stummel zu nennen. Man sah, dass er an seinem Karriereende war, der Schatten der Tannen und der Geruch der Wildtiere, die er faul im Unterholz verfolgte, waren ihm lieber. Billy war ein deutscher Schäferhund und ein unermüdlicher Arbeiter, daher begegneten wir zwei uns seltener. Wenn die Herde ruhig war, lag er neben den Füßen des Hirtensohns. Bei mir kam er nur mit schlechtem Gewissen vorbei: Er nahm sich ein Stück Salamihaut und lief sofort weg. Es war kaum möglich, ihn zu streicheln. Lampo war der Jüngste, ein Border-Collie mit einer Passion für weit weg geschleuderte Lärchenstöcke. Er liebte es, hinter den Ohren gekraut zu werden, und hinterließ an meinen Händen einen angenehmen Stallgeruch. Sein Handwerk musste er noch lernen, er war ein Grünschnabel, der ab und zu auch Unsinn baute. Eines Morgens im strömenden Regen meuterten die sieben Kälber, machten einen Satz über die Weidegrenze und stürzten sich ins hohe Gras wie an einen gedeckten Tisch. Der Hirtensohn stieß einen langen Pfiff aus, Billy nahm sofort die Verfolgung auf, Lampo sah es und lief ihm nach, während Stummel bei mir auf dem Balkon sitzen blieb und das Ganze erst einmal beobachtete – wachsam, aber sich wie gewohnt etwas abseitshaltend.

Ich setzte mich neben ihn, um mir das Spektakel anzusehen. Auf der Weide war Billy schon dabei, die Ausreißer zu einer Gruppe zusammenzutreiben, doch dann übertrieb es Lampo und hörte nicht auf, eines der Kälber zu beißen und anzubellen, bis dieses erneut floh und die anderen sechs ihm hinterher. Eilends holte Billy sie zurück, und die ganze Szene wiederholte sich: Lampo erschreckte sie, und sie liefen weg.

Billy war inzwischen klatschnass vom Regen. Er sah zu den Kälbern, sah zu Lampo, sah zu seinem Besitzer, der schimpfte und mit dem Schirm fuchtelte – und trat in Streik, machte sich einfach in Richtung Wald davon. Der Hirtensohn schrie: Billy! Aber Billy verschwand in den Lärchen und war weg. Lampo blieb wedelnd in der Nähe: Er betrachtete es als Spiel. Die Kälber schlemmten im Gras, das eigentlich für den nächsten Tag vorgesehen war. Es goss wie aus Kübeln, als sollten wir alle weggeschwemmt werden, vom Berg abgewaschen wie trockenes Laub, und Stummel fraß seinen Keks auf, streckte den Rücken und schickte sich brummend in die Tatsache, dass nun er an der Reihe war.